

*Original research paper*

Received: 11.09.2019  
Accepted: 4.06.2020

**ZWISCHEN NÄHE UND FERNE ODER DIE REISE  
IN DIE VERGANGENHEIT. ZUM MOTIV DER FREMDHEIT  
IN DIE ZÜCHTIGUNG (1985) UND DIE ANNÄHERUNG (2016)  
VON ANNA MITGUTSCH**

Aneta Jurzysta

ORCID: 0000-0002-3218-7004

*Uniwersytet Rzeszowski*

*Rzeszów, Polska*

*a.e.jurzysta@gmail.com*

Schlüsselwörter: *Fremdheit, Vergangenheit, Familienverhältnisse, Literatur, Mitgutsch*

Dort, wo die Sprache endet, wo das Schweigen beginnt,  
glaubt die Literatur Erkenntnis zu gewinnen

Anna Mitgutsch, *Die Faszination des Unsagbaren*

Vor über drei Dekaden hat die damals wenig bekannte österreichische Autorin Anna Mitgutsch die internationale Welt der Leser und Kritiker in Staunen versetzt und wegen der in ihrem literarischen Debüt präsentierten Inhalte breites Aufsehen erregt. In ihrem Erstlingsroman *Die Züchtigung* (1985) wagte die Linzerin kontroverse Themen anzuschneiden, tabuisierte Familiengeheimnisse literarisch zu verarbeiten, verschwiegene Praktiken ans Tageslicht zu bringen. Ihr Werk ist nämlich nicht nur eine typische Mutter-Tochter-Geschichte, sondern vielmehr eine Art Studie über die Entstehung der Gewalt (nicht nur) im Familienkreis. Sie stellt des Weiteren einen literarischen Versuch der Schriftstellerin dar, mit der österreichischen Nachkriegsgesellschaft abzurechnen und die mangelnde Vergangenheitsbewältigung in ihrer Heimat anzuprangern. Diese außerordentliche Leistung der Autorin, mit der sie viel kritische Aufmerksamkeit auf sich zog, wurde als bedrückendes Dokument der Kindheit und Jugend ohne Zärtlichkeit, voller körperlicher und seelischer Schmerzen und Wunden gelesen. Am Beispiel der drei aufeinanderfolgenden

Generationen beweist Mitgutsch, welch zerstörerischen Einfluss auf das menschliche Leben die titelgebende psychische und physische Dressur seitens der Familienmitglieder haben kann. Die weiblichen Gestalten im Roman scheinen nur ein Motto zu verfolgen, nach dem das Kind zu einem anständigen Menschen geprügelt werden muss. Die regelmäßig verteilten Schläge gelten der Bestrafung, sie sollen eine Art Therapie, ein Ritual oder eine Ersatzbefriedigung bedeuten [vgl. Linsel 1985]. Für die gedemütigten und misshandelten Sprösslinge wird diese tägliche Prozedur bald zu einer traurigen Selbstverständlichkeit, einer lebensnotwendigen Konstituente, ohne die sie nicht mehr auskommen werden:

Schläge, das bedeutete nie einen spontanen Zornausbruch, auf den Betretenheit und Versöhnung folgen konnten. Das begann mit einem Blick, der mich in ein Ungeziefer verwandelte. Und dann das Schweigen, in dem noch nichts entschieden war und in dem es doch kein Entkommen mehr gab. Das Verschulden wurde von diesem Schweigen verschluckt, es wurde nie erörtert. Ausreden, Erklärungen, Entschuldigungen gab es nicht. Da stand das Vergehen, vom Bananenfleck auf dem Kleid bis zur verweigeren Nahrungsaufnahme, unsühnbar, und plötzlich war das Vergehen nur mehr Symbol für die ungeheure Schlechtigkeit, für die keine Züchtigung ausreichte. Hol mir den Teppichklopfer, befahl sie, oder, hol mir den Prügel. Das war ein armdicker Holzprügel, den sie im Lauf der Erziehung an mir entzweischlug. Auch der zerbrochene Prügel war dann Beweis und Ausdruck meiner nie bis zum vollen Maß ausführbaren Strafwürdigkeit. Hätte sie volle Gerechtigkeit walten lassen, hätte sie mich erschlagen müssen. Daß sie mich immer wieder lebend davonkommen ließ, verdankte ich ihrer aufopfernden Mutterliebe, sie kam wie Gottes Gnade, unverdient und niemals abzudienen [Mitgutsch 1985: 150].

Das geschlagene Kind wird ihrer Persönlichkeit beraubt, schnell lernt es, schweigend die tägliche Tracht Prügel zu akzeptieren, als wäre es eine erzieherische Maßnahme, die einen einmal glücklich machen kann. Von alleine verweigert das Opfer jegliche Abwehrversuche, unterzieht sich beinahe freiwillig der erwarteten Dressur und nimmt sie der Peinigerin bald nicht mehr übel:

Es gab unantastbare Regeln bei diesen Schlagritualen, die ich nie zu durchbrechen gewagt hätte, weil ich überzeugt war, die Strafe würde sich sonst ins Unvorstellbare, Unüberlebbare steigern [...] Es handelte sich ja beim Schlagen um einen ersten, geradezu feierlichen Vollzug, um einen Dienst im Namen eines höheren Gesetzes, der nicht durch ein Versteck- oder Nachlaufspiel ins Lächerliche gezogen werden durfte [ebd.].

Dem unschuldigen Kind wird durch diese Prozedur gleichzeitig die Lebens- und Menschenangst eingepügelte und das Selbstbewusstsein ausgepügelte, was alle künftigen Beziehungen stört und letztendlich unmöglich macht. Auch die Rabenmutter, die die Rute nicht spart und die Kinder psychisch ruiniert, hat in ihrer Jugend Brutalität und Tyrannei erleben müssen, woraufhin sie jedem die Schuld an ihrem eigenen Leid zuweist. Die Zerstörungswut der Mutter, die dadurch ihre eigene finstere Jugend vergelten will, mündet in die Selbstzerstörung der Tochter, die das gelernte Szenario in ihrer eigenen Familie wiederholt. Das Opfer wird somit zum Täter, der Kreis der

„Erbschaft der Selbsterstörung“ [ebd.: 153] schließt sich und das Karussell der Gewalt dreht sich in den nächsten Generationen weiter.

Auch die Flucht in die Ehe bringt der weiblichen Protagonistin keine Rettung, zumal sie sich selber von dem Partner erhofft, dass er die Rolle der strengen Mutter übernimmt:

Nein, Herr Psychiater, ich bin keine Masochistin, es bereitet mir keine Lust, gequält zu werden, aber ich weiß, ich muß gezüchtigt werden, denn jeder kann sehen, daß ich schlecht bin und der Liebe unwürdig. Wenn ihr mich schlägt, ist die Welt in Ordnung [ebd.: 114–115].

Dass die männlichen Begleiter sich genauso brutal und rücksichtslos erweisen, ist für die Unglückliche keine Überraschung, so sehr ist sie auf das Böse im Nächsten eingestellt:

So wechsele ich meine Mütter, meine Liebhaber wie Hemden, und am Ende haben sie alle dasselbe Gesicht in meiner Enttäuschung, aus der ich mich lachend vor Schmerz erhebe, denn ich habe von Anfang an nichts anderes erwartet [ebd.: 115].

Die Narben der strengen Erziehung bleiben tief, die Folgen der häuslichen Schlägerei katastrophal. Vor der Öffentlichkeit wird ein Spiel inszeniert: Die verbitterte Bauerntochter fungiert in der Rolle der perfekten Hausfrau und die schweigsame und übergewichtige Vera wird zur klassenbesten Schülerin, die sich mit der Zeit immer deutlicher von der Umgebung isoliert. Dass sich hinter zugezogener Tür wahre Tragödien abspielen, will keiner von der Außenwelt wahrhaben. Die Mitbürger scheinen die Familienkriege zu übersehen, sie ziehen es vor, wegzuschauen und wegzuhören, statt einzuschreiten und die Prügelei zu unterbinden.

Aggressivität und Hass werden von Generation zu Generation weitergegeben. Die gefolterten Kinder werden zur Einsicht erzogen, sie haben Brutalität verdient, müssen für ihre unbekanntes Vergehen bestraft werden und sind jeglicher Liebe einfach nicht würdig. Bemerkenswert bleibt dabei das die Frauen kennzeichnende Bewusstsein der unabänderlichen Aufeinanderbezogenheit zwischen dem Schicksal der Mutter und dem eigenen. Das Eigenbild der Protagonistin wird ständig durch das weitergegebene Bild der Erzieherin determiniert und überschattet, eigene Identität bleibt stets mit der ihrer Peinigerin verschmolzen, die erzählende Stimme Veras von der mütterlichen ständig übertönt oder ersetzt. Ihr ganzes Leben lang fühlt sich Vera von ihrer besitzergreifenden Mutter verfolgt, muss immer wieder ihre Erzieherin in sich selber erkennen. Folgende Stelle bringt deutlich zum Ausdruck, dass die Protagonistin nicht mehr fähig ist, sich vor dieser Abhängigkeit zu wehren:

Ich habe sie sechzehn Jahre lang immer von neuem begraben, sie ist immer wieder aufgestanden und ist mir nachgekommen. Sie hat mich schon lange eingeholt. Sie sieht mich mit den Augen meines Kindes an, sie betrachtet mich aus dem Spiegel wenn ich mich unbeobachtet fühle, sie kommt mir in meinen Liebhabern entgegen, und ich jage sie mit ihren Argumenten fort. Dann straft sie mich mit Einsamkeit, und ich suche ihre Liebe wiederzugewinnen durch Leistung, Glanzleistung, Spitzenleistung. Nie gefalle

ich ihr. Ich heiratete sie und ließ mich von ihr scheiden, da verwandelte sie sich und lauerte mir erneut auf [ebd.: 246].

Jede erzwungene Umarmung Maries wird für Vera zu einer Umklammerung, in der sie zu ersticken droht. Auch nach ihrem Tod bleibt die Mutter im Leben Veras und in ihrer verseuchten Persönlichkeit präsent:

Sie hat sich in mich verwandelt, sie hat mich geschaffen und ist in mich hineingeschlüpft, als ich gestorben bin vor sechzehn Jahren, als sie mich totgeschlagen hat vor dreißig Jahren, hat sie meinen Körper genommen, hat sie meine Gedanken an sich gerissen, hat sie meine Gefühle usurpiert [ebd.].

Selbst die vielen Jahre, die seit dem Tod der strafenden Mutter vergangen sind, haben Vera nicht dazu verhelfen können, ihr Schicksal in eigene Hände zu nehmen, mit dem traurigen Kapitel abzuschließen und sich von den Erniedrigungen und Qualen zu distanzieren, denen sie in der Kindheit und Jugend beinahe ununterbrochen ausgesetzt wurde.

Das geschlagene Opfer versucht nicht einmal, der stattfindenden Züchtigung zu widersprechen, geschweige denn diese anzuzeigen. Jahrelang an die Tyrannei der Mutter gewohnt, versuchen es die verkrüppelten Nachkommen sogar, das Erlittene zu erklären, die Brutalität der Erwachsenen zu rechtfertigen. Das Verhältnis Veras zu ihrer Mutter scheint von dem erdrückenden Bewusstsein einer unbekanntes, aber untilgbaren Schuld belastet zu sein, und sie fühlt sich der Mutter deswegen ihr ganzes Leben lang zu Dank verpflichtet. Manch ein Leser kann über das Gefühl staunen, das das misshandelte Opfer gegenüber der Täterin empfindet, obgleich es von ihr ausschließlich Lieblosigkeit und Strenge erntet. Die gezüchtigte Tochter schwankt zwischen sich scheinbar ausschließenden Emotionen, verspürt ambivalente Gefühle gegenüber der kalten und rücksichtslosen Mutter. Mit der Fremdheit, Distanz und Verbitterung korrespondiert das Bedürfnis nach Geborgenheit, nach der Vertrautheit und Zugehörigkeit. Das Böse an der prügelnden Mutter zu diagnostizieren und ihre Fehler anzuprangern, kann die Erzählerin Vera nicht wirklich übers Herz bringen:

Eine von denen also, die in Folterkellern und Konzentrationslagern ihre Karriere machen? Wie sollte ich diese Frage beantworten, wo sie doch meine Mutter war, wo doch das Wort Mama auch den breiten Schoß bedeutete, auf dem ich sitzen durfte [...] Mama bedeutete Geborgenheit und Ausgesetztsein, sie konnte mich vor fast allem beschützen, außer vor sich selbst [ebd.: 135–136].

Die Existenz Veras wird durch „Protest und Affirmation, Aufbegehren und Gehorsam gegenüber dem omnipräsenten und allmächtigen Vorbild“ [König 1996: 224] gekennzeichnet. Alle unternommenen Fluchtversuche aus dieser brutalen Wirklichkeit misslingen, die Tochter bleibt seelisch durch die hasserfüllte Mutter gefesselt und in ihrem inneren Gefängnis eingekerkert, aus dem sie sich nicht mehr befreien kann. Ihre eigene Tochter überschüttet Vera wahrlich mit Liebe, sie verspricht sich hoch und heilig, alles ganz anders als ihre Mutter Marie zu machen. Dabei registriert sie nicht mehr, dass sie Angela auch ohne Prügel vollkommen unglücklich und lebensunfähig

macht. Die Schriftstellerin belässt es in der Schwebelage, ob es der Protagonistin noch gelingt, eigene Tochter Angela der Traditionsübernahme zu entziehen, den Teufelskreis zu durchbrechen, sie der Welt zurückzugeben, in der man sich mit Liebe, Wärme und Achtung begegnet. Sie selber bleibt im Gefängnis der Erinnerung und der Einsamkeit eingeschlossen. Dass sie über ihre Peinigerin auch Jahre nach ihrem Tod nicht mehr siegt, entlarven die letzten Zeilen: „Sie herrscht, und ich diene, und wenn ich meinen ganzen Mut sammle und Widerstand leiste, gewinnt sie immer, im Namen des Gehorsams, der Vernunft und der Angst“ [Mitgutsch 1985: 248].

Diese Hassliebe zwischen Marie und Vera erinnert unweigerlich an die gestörte Mutter-Tochter-Beziehung, die einem in Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* präsentiert wird<sup>1</sup>. Auch in diesem Fall drängt sich bei manchem Leser die Frage auf, ob sich die skizzierten Begebenheiten und Erlebnisse auf die Biografie der Autorin zurückführen lassen. Man wollte nach dem Erscheinen des Werkes die gruselige Familiengeschichte zu Mitgutschs Autobiographie stilisieren wollen, zumal sich die Autorin selber vehement weigert, Details aus ihrem früheren Leben preiszugeben und in den Interviews auf persönliche Fragen zu antworten. Auslegungen dieser Art lehnte die Schriftstellerin allerdings lautstark ab und sie machte dabei auf das Recht der schreibenden Frau aufmerksam, keine sentimentale Selbstfindungsliteratur, tränenvolle Erinnerungsstücke hervorbringen zu müssen und frei erfundene Wirklichkeit zu einem epischen Werk verdichten zu können: „Während Männer Welt und Weltentwürfe schaffen, stehen Frauen in Verdacht, ihre vorgefundene Welt nur abzubilden, nachzuerzählen, als autobiographisch, realistisch im nicht sublimierten Sinn zu schreiben“ [Mitgutsch 1996: 26].

Den Protagonistinnen der Romane Mitgutschs wird rein äußerlich ihre eigene Persönlichkeit und Stimme verliehen und sie selber einem langwierigen Prozess der Identitätssuche ausgesetzt. Gerade diese Stellen in den Werken der Linzerin mögen den Leser überzeugen und beeindrucken, so das Fazit von Maria-Regina Kecht:

Je tiefer die Protagonistinnen in ihre Subjektivität, in ihre leidvollen Erlebnisse und Empfindungen versinken und ihres Ich-Verlusts gewahr werden, desto lyrischer, bildreicher und stimmungsvoller ist die Sprache ihres Bewußtseins [Kecht 1992a: 118].

Das Schicksal der Romanfiguren ist allerdings keine völlig freie Erfindung der Schriftstellerin, der jegliche Verwurzelung in der sie umgebenden Wirklichkeit fehlt. Auch wenn es sich bei Mitgutschs Texten offiziell um fiktionale Texte handeln soll, wird bei der Kreation des Romangeschehens und des Personenensembles auch das gesellschaftliche Umfeld berücksichtigt, das die Handlung und das Handeln der Protagonisten nachhaltig prägt. Für Mitgutsch bleibt die Literatur

ein komplexes Gebilde, in dem verschiedene Schichten von Form und Inhalt zusammenwirken... es muss alles zusammenpassen, Syntax, Bilder und Metaphern, die Atmosphäre, die Struktur, die Figuren. ...Aber die Basis, worauf das alles steht, die ist

<sup>1</sup> Das Bild der Mutter-Tochter-Beziehung bei Anna Mitgutsch und Elfriede Jelinek stellt u.a. Kecht [1989: 357–372] dar.

das Gesellschaftliche, denn die Figuren handeln ja im Kontext ihres gesellschaftlichen Rahmens, ihrer Umwelt, ihre Bezüge entstehen auf der Basis eines sozialen und kommunikativen Bewusstseins [Höfler 2004: 91].

Die Schriftstellerin betont immer wieder, dass ihr die Aussage der Werke genauso wichtig erscheint, wie die dafür gewählte Form, dass sie deshalb nie Form ohne Inhalt bieten könnte, obwohl sie durchaus l'art pour l'art oder experimentelle Literatur begrüße [Kunne 2001: 267]. Die Aussage der Texte bleibt für sie immer politisch, sie möchte mit den Romanen der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten, in dem sie sich sieht und erschrickt:

Ich könnte mir eben vorstellen, daß ich eher sprachlich als thematisch abrutsche. Mit anderen Worten, daß ich etwas schreibe, was nicht den literarischen Wert hat, den ich erreichen möchte, als daß ich etwas schreibe, was keine „message“ hat – ganz gleich wie verkleidet. Politik... als Gesellschaftspolitik. Ein Thema meines Lebens und Schreibens wäre Faschismus. Dieses Thema muß ich immer wieder fast zwanghaft angehen. In jedem neuen Roman immer aufs neue. Denn der Faschismus hat ja viele Gesichter [ebd.].

Wie viele andere Autoren geht auch Mitgutsch sicherlich von eigenen Erfahrungen aus und verarbeitet sie, wenn auch auf stilisierte Art und anhand imaginärer Figuren, in erfundenen Romangeschichten (man denke hier nicht zuletzt an Fremdheitserfahrungen, die sie auf ihrem Vagabundenleben sammeln konnte). Von großer Bedeutung bleibt in ihren Werken das Motiv des individuellen und kollektiven Erinnerns, die Erinnerung stellt sie an den Anfang allen ihres Schreibens [Mitgutsch 2003: 374], die Position der Autorin bleibt damit subjektiv, „denn auch im Vorfeld der literarischen Produktion sind Erinnerungen keine neutralen Inhalte, sondern von unseren subjektiven Bildern, Metaphern, Stimmungen bereits fiktionalisiert“ [ebd.: 375]. Das Bewusstsein der Protagonistinnen kann somit als fremdbestimmt angesehen werden, auch „der Eindruck des Unmittelbaren, der Eindruck spontaner Authentizität ist in der Literatur immer ein künstlich erzeugter Schein“ [ebd.: 377]. Wie Mitgutsch während der Grazer Poetikvorlesungen erklärte [Mitgutsch 1999: 8], sammelt das Erinnern alles, was der Mensch erfahren hat, doch es werden dabei weniger die einst gemachten Erfahrungen gespeichert, sondern vielmehr seine Gefühlsreaktionen und Interpretationen von diesen Gefühlen beim Erfahrenen festgehalten. Das Erfahrungs- und Erinnerungsmaterial Leben verwandelt sich in das fiktiv-literarische Kunstwerk [vgl. Teuchtmann 2002: 43].

So ist die Aufgabe von Mitgutschs Schaffen keine Schilderung des eigenen Lebensweges, das Selbsterlebte soll hinter der an die Leser gerichteten Botschaft verschwinden und die Fragen, was denn an dem Beschriebenen autobiographisch sei, absolut zweitrangig:

Das Leben ist ein Steinbruch, aus dem Erfahrungen herausgemeißelt und so lange bearbeitet werden, bis ein schlackenloses literarisches Kunstwerk entsteht, das alles Biographische absorbiert und zurücklässt. Wen an Literatur nur die Fakten der

Biographie eines Autors interessieren, der wäre besser beraten, Memoiren zu lesen [Tauber 2007: 21].

Das im Werk Dargestellte mit dem Biographischen zu vergleichen, wäre außerdem keine einfache Aufgabe, zumal von dem Leben der Schriftstellerin Anna Mitgutsch, die am 2. Oktober 1948 in Linz geboren wurde<sup>2</sup>, größtenteils nur berufliche Informationen zugänglich bleiben, obwohl sie heutzutage zu den bedeutendsten und renommiertesten Autorinnen Österreichs gehört und nicht selten in einem Atemzug mit Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek erwähnt wird. Neben ihrem vielfach preisgekrönten und übersetzten Werk<sup>3</sup> wurde Mitgutschs umfangreiche akademische Tätigkeit in der Anglistik und Germanistik immer besonders hervorgehoben. Die Biographie der Autorin gleicht einem typischen Lebenslauf eines rein akademischen Berufswegs, der schrittweise von einem künstlerisch-literarischen Erfolgsweg überlagert wird: Nach ihrer Kindheit in der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz, wo sie das Realgymnasium der Kreuzschwestern besuchte, studierte Mitgutsch Germanistik und Anglistik in Salzburg und schrieb ihre Dissertation über englische Lyrik von Ted Hughes. Jahrzehntlang unterrichtete sie Germanistik und amerikanische Literatur an amerikanischen und österreichischen Universitäten, hielt Gastvorträge in Hong Kong, Kuala Lumpur, Jakarta und Jogjakarta, unternahm zahlreiche Reisen in den Nahen Osten und nach Südostasien. Nach der Rückkehr nach Österreich hielt die Literaturwissenschaftlerin Poetikvorlesungen sowohl an der Universität Innsbruck, als auch an der Universität Graz. Seit 1985 lebt sie abwechselnd in Österreich und in den USA und arbeitet als freischaffende Autorin.

Die schriftstellerische Arbeit scheint den Lebenssinn der Autorin auszumachen, ihre wichtigste Ausdrucksmöglichkeit zu bleiben. In den Interviews gibt sie offen zu, seit ihrer Kindheit davon geträumt zu haben, durchs Schreiben eigene Gefühlsschwankungen und Einsichten zu präsentieren:

Seit meiner Volksschulzeit war es mein sehnsüchtigster Berufswunsch, den ich mir jedoch nicht einmal probeweise anzumaßen wagte, Schriftstellerin zu werden. Er war von der Art von Träumen, nach denen man als Kind noch greift, die man als Jugendliche für sich behält und irgendwann als zu hoch gegriffen mit vielen anderen Erwartungen der Realität unterordnet [zit. nach Zobl 2009: 191].

Dem Beruf gegenüber stand Mitgutsch erstaunlich reif gegenüber, sie stürzte sich nicht unvorbereitet in die Schriftstellerei, sondern ließ durch literaturwissenschaftli-

<sup>2</sup> Die wichtigsten Informationen zu Mitgutschs Vita kann man ihrer Internetseite entnehmen, die außerdem die Beschreibungen der publizierten Werke enthält und die wichtigsten Pressestimmen zitiert. Vgl. [www.anna-mitgutsch.at](http://www.anna-mitgutsch.at) (31.05.2019).

<sup>3</sup> Für ihr schriftstellerisch-wissenschaftliches Werk wurden Mitgutsch zahlreiche Preise verliehen, u. a. Fulbright/ACLS Scholarship for Postgraduate Research der Princeton University im Jahre 1977, Brüder Grimm-Preis der Stadt Hanau (1985), Landeskulturpreis Oberösterreich (1986), Förderpreis für Literatur des Bundesministeriums für Kunst (1996) oder Würdigungspreis (Staatspreis) für Literatur der Republik Österreich (2000) oder Johann-Beer-Literaturpreis (2016). Angaben nach: [www.anna-mitgutsch.at](http://www.anna-mitgutsch.at) (31.05.2019).

ches Studium und Übersetzungsarbeiten die Autorin in sich heranreifen. „Nur, wenn man sich mit Literatur beschäftigt, das heißt, sekundär mit Literatur, weiß man auch, daß man, auch wenn man schreibt, noch nicht reif ist, noch nicht fähig ist, wirklich Literatur zu machen“ [Kecht 1992b: 127] – erklärte sie in einem der Interviews, auf ihr bisheriges Schaffen zurückblickend. Die intensive Beschäftigung mit der Lyrik von Sylvia Plath, Paul Celan, Ingeborg Bachmann, Philip Larkin oder Christine Lavant hat auch die Prosa der österreichischen Autorin geprägt, von ihrem Umgang mit der Lyrik nämlich hat sie „das Eingehen auf das Wort, auf die Sprache in ihren kleinsten Formen“ [Niedermeier 2001] gelernt, was viele Rezipienten ihrer Werke lobend hervorheben. Seit ihrem Debüt verfasste Mitgutsch zahlreiche Rezensionen, kurzprosaische Texte, Vorträge und Aufsätze, neben Essays und literarischen Übersetzungen hat die Autorin aber vor allem ein umfangreiches und vielbeachtetes Romanwerk vorgelegt. Romane zu schreiben, sei für sie der einzig richtige Weg, das Vergangene mit der Gegenwart zu verbinden und anhand der Erinnerungen die uns umgebende Welt erklären zu können:

Ich glaube, meine Begabung liegt im Roman. Zur erkenntnistheoretischen Bedeutung des Erzählens: Irgendwo greifen Leben und Literatur ja doch ineinander, die beiden Bereiche lassen sich nie streng trennen und ich stelle mir sowohl im Leben auch wie beim Schreiben immer die Frage, wie ist meine Erfahrung zu deuten, was bedeutet sie [...] Schreiben ist also immer ein Versuch, Erfahrungen zu interpretieren mit Hilfe von Erinnerungen, mit Hilfe von allen Erklärungsmodellen, die man eben zur Hand hat, und das ist es, was sich dann zu einem Roman verdichtet [zit. nach Höfler 2004: 89].

Die wichtigsten Werke der österreichischen Autorin bewegen sich an der Grenze des Privaten und des Öffentlichen, zwischen unterschiedlichen Ländern, Sprachen und Kulturen, sie widmen sich den prägnantesten Fragen der Gegenwart und der Vergangenheit. Die große Beliebtheit, der sich Mitgutschs Texte seit Jahren erfreuen, beruht nicht zuletzt auf der Themenvielfalt, die in den Romanen angeboten wird. Man findet in Mitgutschs Schaffen sowohl die Erfahrungen mit einer unbekanntem Sprache, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und Heimat, als auch die (Nicht) Bildung einer neuen Identität. Es werden in ihren Romanen gesellschaftliche Machtverhältnisse und Ausgrenzungsmechanismen angesprochen und existenzielle Themen beleuchtet. Gerade aber das auch in dem letzten Roman von Anna Mitgutsch dargestellte facettenreiche Motiv der Fremdheit ist zu einer Konstante geworden, die ihr ganzes umfangreiches Schaffen auszeichnet. Man kann nicht umhin, die Vielfalt der Fremdheitserfahrungen in Mitgutschs Werk festzustellen, es wird nämlich in den Romanen von der kulturellen Fremdheit, die mit Heimatsuche und Migrationsproblemen einhergeht (u.a. *Das andere Gesicht* (1986), *In fremden Städten* (1992), *Abschied von Jerusalem* (1995))<sup>4</sup>, der historischen und der Vergangenheit verhafteten Fremdheit (*Zwei Leben und ein Tag* (2007)) oder der gesundheitsbedingten Fremdheit (*Ausgrenzung* (1989)) gesprochen. In fast allen literarischen Produktionen Mitgutschs

<sup>4</sup> Zum Bild der Fremdheit in den Romanen *Abschied von Jerusalem* oder *Das Haus der Kindheit* in: Jurzysta [2016: 123–143].



geht es aber vordergründig um die Fremdheit und Kälte der zwischenmenschlichen Beziehungen, die schon am gegenseitigen Umgang der Familienmitglieder aus *Die Züchtigung* sichtbar war.

Über dreißig Jahre nach dem Erscheinen des Erstlingsromans scheint Anna Mitgutsch an das literarische Debüt anzuknüpfen. Mit dem Werk *Die Annäherung* (2016) meldete sie sich erneut zu Wort, um die gestörten Familienverhältnisse anzuprangern und die Lieblosigkeit und Fremdheit zwischen dem Elternteil und dem Kind zu thematisieren, was als Beweis dafür gelten kann, dass sie diese Erfahrung weiterhin besonders bewegt. Die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Texten sind unübersehbar, auch in dem neuesten Werk der österreichischen Schriftstellerin können sich die Menschen nicht näherkommen, die einander Liebe, Vertrauen und Wärme schenken sollten. Auch in diesem Roman sind die leidenden Protagonisten nicht im Stande, miteinander zu kommunizieren, sich gegenseitig zu unterstützen. Wie in *Die Züchtigung* begegnen sich die Familienmitglieder wie zwei Fremde, die das Leben des anderen vollkommen zerstören. Und auch in diesem Fall spielt dabei die Erinnerung eine wichtige Rolle, das einmal Erfahrene wird konserviert und den nächsten Generationen zum Verhängnis.

Mit *Die Annäherung* hat Mitgutsch einen melancholischen Generationen- und Familienroman geschrieben, eine traurige Geschichte über vernarbte Wunden und verschwiegene Vorwürfe, die kurz vor dem Tod aus der Vergangenheit aufbrechen und den Menschen noch einmal zur Rechenschaft ziehen. Es ist eine Familientragödie über verdrängte Erinnerungen, die einen gegen Lebensende einholen, ein beeindruckendes Werk vom Bedauern über verpasste Chancen und von der Unfähigkeit, die eigenen Gefühle auszusprechen. Mit einem lebensklugen, aufmerksamen, unvoreingenommenen und nachsichtigen Blick beschreibt Mitgutsch den Generationenkonflikt zwischen Vater und Tochter, die der Liebe nicht wirklich fähig sind, denn „die Liebe muss eine Begabung sein wie die Musikalität, manchen Menschen ist sie von Natur aus gegeben, sie scheinen für die Liebe geschaffen, und anderen weicht sie aus, das ganze Leben lang“ [Mitgutsch 2016: 200].

Von der Kritik wurde der zehnte Roman der Linzerin überwiegend positiv aufgenommen, man schätzt Anna Mitgutsch nicht nur für die virtuose Beherrschung literarischer Mittel, sondern auch für ihren couragierten Umgang mit gewichtigen Themen und nennt *Die Annäherung* eine klug komponierte, politische Familiengeschichte. Großartig erscheint den Rezipienten, wie die Autorin die Perspektive der Tochter mit einer auktorialen Perspektive kombiniert, ihre Figuren ohne moralisches Urteil, aber mit viel Mitgefühl ausleuchtet und neben dem ergreifenden Drama zweier Personen verschiedene Erzählstränge von der österreichischen Provinz bis in die Ukraine einfließt. Für Karl-Markus Gauß von der *Neuen Züricher Zeitung* bleibt Mitgutschs Werk ein Familienroman, in den das ergreifende Drama zweier Menschen eingekapselt ist, die miteinander nicht konnten, aber doch in Wut und Sorge und in stetigem Missverstehen aufeinander bezogen waren [vgl. Gauß 2016]. Gunther Neumann in *Die Presse* nennt *Die Annäherung* eine feinfühlig Bestandsaufnahme einsamer, bis ans Lebensende suchender Menschen [Neumann 2016] und Werner Jung in *Neues Deutschland*

lobt den Roman als einen großartigen Erzähltext über die menschliche Erinnerung und die Notwendigkeit des Erinnerns [Jung 2016].

In ihrem letzten Werk entwirft die österreichische Schriftstellerin eine weitgespannte und durchaus nachdenklich stimmende Geschichte einer durch Fremdheit und Kälte gekennzeichneten Vater-Tochter-Beziehung, sowie das Bild der schmerzvollen Rückkehr in die Vergangenheit und die Gräueltaten des Zweiten Weltkrieges. Im Mittelpunkt des Geschehens steht der nach einem Schlaganfall zum Pflegefall gewordene 96-jährige Protagonist Theo, der sich im Angesicht des nahenden Todes Zeit nimmt, sein bisheriges Leben Revue passieren zu lassen, seine Entscheidungen zu überdenken und alles Versäumte nachzuholen. Mit seiner zweiten Ehefrau Berta gibt sich der vergreiste Theo die Mühe mit seinem fortgeschrittenen Alter, seinen zunehmenden Unzulänglichkeiten und schwindenden Lebenskräften, auch mit alledem, was sich während seines ganzen Lebens unausgesprochen ansammelte, unter der Oberfläche der Erinnerung brodelt und bald auszubrechen droht. Das einst Erlebte und Erlittene lässt sich nicht einfach verdrängen oder wegwischen, die schmerzvollen Erinnerungen und das nie Ausgesprochene belasten das Innere des Protagonisten, überschatten sein bisher ruhiges und friedvolles Leben. Alle Versäumnisse, alles einst Unterlassene kehren im Angesicht des nahenden Todes zurück und verleiten Theo zur Einsicht, dass man die Zeit nicht zurückdrehen, die begangenen Fehler nie wirklich beheben kann: „Die Jahre fliegen dahin und gehen verloren, und das, was du zur richtigen Zeit nicht getan hast, kannst du später nicht nachholen“ [Mitgutsch 2016: 174]. Erst im fortgeschrittenen Alter und auf fremde Hilfe angewiesen, zieht Theo Bilanz und lernt dabei, die verpassten Chancen zu erkennen, das Leben anhand des Geleisteten und Gescheiterten zu beurteilen. Jahrzehntlang musste er mit dem Gefühl kämpfen, bedeutungslos und nichtig zu sein:

Er hatte viel zu lange gebraucht, um zu verstehen, dass vergangene Zeit nicht nur in Jahreszahlen zu messen war, sondern auch in vertanen Chancen, die nie wiederkehrten. Erst spät war ihm bewusst geworden, dass er nicht alles schüchtern und untertänig hätte hinnehmen und darauf warten dürfen, dass das Schicksal ihm das Seine zukommen ließe. Ein Nichts an der Front, ein Niemand vor den Schwiegereltern, ein Lasttier in der Arbeit, ein Versager vor seiner ersten Frau. Erst in den Augen Bertas war er jemand gewesen, den man ernst nehmen konnte [ebd.].

Der vergreiste Protagonist glaubt schon, vor dem Eingang zum Jenseits zu stehen:

Jetzt waren ihm die Toten ganz nahegekommen, näher als je zuvor, alle, die er im Lauf der Jahrzehnte zurückgelassen hatte. Es kam ihm an manchen Abenden so vor, als schritte er auf einer von Toten gesäumten Strasse der nahen Dunkelheit entgegen [ebd.: 56].

Er spürt schmerzlich, wie die Kraft aus ihm wie aus einem undichten Gefäß herausläuft. Bevor ihn die sich einschleichende Demenz, „die Leere, die alle Wörter löscht“, jeglicher Erinnerungen beraubt, ruft Theo aus seinem Gedächtnis verblasste Bilder der alten Zeiten auf, er kehrt in den Gedanken zu seinen Vorfahren aus

den Karpaten, in seine Kindheit und seine Kriegsjahre im Osten zurück. Er nimmt den Leser auf seine letzte Reise in die Vergangenheit mit, lässt ihn seine Erfolge und Niederlagen miterleben und die Fremdheit der zerrütteten Menschenverhältnisse mitempfinden.

Fremd erscheint dem Protagonisten seine verstorbene Ehefrau, vor der ihn eine zu große Kluft von Missverständnissen und Schweigen trennte,

als dass er sie noch hätte erreichen können, selbst wenn er die Kraft dafür aufgebracht hätte. Jetzt, fünfzig Jahre nach ihrem Tod, erschien sie ihm wie eine Fremde in einem fremden Land, die durch ihr kurzes Leben gegangen war und auf ihrer flüchtigen Durchreise keinen Anlass gesehen hatte, sesshaft zu werden [ebd.: 11].

Fremd bleibt Theo seine eigene Tochter, die ihm schon als Kind ihre Überheblichkeit demonstrierte: „Schon als Kind war sie ihm manchmal ein wenig fremd gewesen mit ihrem Eigensinn, wenn sie ihn mit ihren hellgrauen schrägen Augen fixierte, seinen Blick festhielt und ihn zwang nachzugeben“ [ebd.: 23]. Auch nach Jahren weckt die gealterte und bereits pensionierte Frieda in dem Protagonisten keine väterlichen Gefühle: „Sie tat ihm leid, weniger weil sie sein Kind war, dessen Kummer ihn bedrückte, sondern eher wie eine Fremde, deren Elend er sah und wusste, er konnte ihr nicht helfen“ [ebd.: 25].

Zwischen Theo und Frieda ist im Laufe der Jahrzehnte eine dicke Mauer aus gegenseitigen Vorwürfen, Anschuldigungen und Bösarbeiten entstanden, seit Jahren können Vater und Tochter nicht mehr miteinander kommunizieren und gehen sich einfach aus dem Weg, ohne jegliche Annäherung zu wagen. Auch auf der Straße gehen sie schweigend aneinander vorbei, ohne sich zu grüßen, geschweige denn miteinander zu reden. Vollkommen fremd füreinander geworden nutzen sie keine Gelegenheit für eine Rücksprache oder Versöhnung. Jeder Dialog wird schnell abgebrochen, Schweigen und Stummheit überdecken die letztlichen Schuldgefühle Theos, dass er im Familienleben versagt und sich der Tochter entfremdet hat.

Warum sind aber Theo und Frieda einmal getrennte Wege gegangen? Der Grund für den jahrelangen Zwist zwischen Vater und Tochter war erstens der vorschnelle Tod der ersten Frau Wilma und das Erscheinen einer neuen Partnerin Berta, die sich einnisten wollte und die 18-jährige Frieda als Störenfried schlecht machte. Der frühe Verlust hat bei den beiden unterschiedliche Wunden und Vernarbungen hinterlassen, der irritierte Vater, der von dem ständigen Krieg zwischen den Frauen ermüdete, hat sich bald für die neue Lebensgefährtin entschieden und Frieda kurzerhand dem Haus verwiesen. Seine heranwachsende Tochter erinnerte ihn viel zu sehr an seine verstorbene Gemahlin, „deren Überlegenheit ihn einschüchterte und verbitterte“ [ebd.: 231], seine verletzten Ambitionen und die Zeit der unglücklichen Ehe, die er nur mit Enttäuschungen und Zurückweisungen assoziiert. Die unberechenbare Berta hat ihm ermöglicht, an ihrer Seite ein neues Abenteuerleben anzufangen, im Augenblick zu leben, „als gebe es kein morgen, denn er hatte schon mehr als ein halbes Leben versäumt“ [ebd.: 17]. Die verstoßene Tochter gehört dem alten, abgelegten Leben an, mit dem Theo eigentlich wenig zu tun haben will, auch seine

neue Ehefrau verhindert ihre Treffen über Jahrzehnte hinweg. Von Jahr zu Jahr fällt es ihnen schwerer, diese Beziehung zu bereinigen und Unausgesprochenes endlich auszusprechen. Die vergehende Zeit konserviert zusätzlich diese gegenseitige Abneigung, lässt die Fremdheit zwischen Vater und Tochter anwachsen, zumal der Alte sich bis zum Ende nicht bereit erklärt, seine Geheimnisse zu verraten, die ihn in Friedas Augen als eine ihr unbekannte Person erscheinen lassen: „In solchen Augenblicken sah sie ihn an wie einen Fremden, dem sie grundsätzlich misstraute“ [ebd.: 26].

Einer der Gründe für die Missverständnisse zwischen dem Protagonisten und seiner Tochter Frieda ist nämlich die Kriegsvergangenheit Theos, die auch nach Jahren im Dunkeln liegt. Während sich der Alte ins Schweigen zurückzieht und allein mit sich selbst und seinen Kriegserlebnissen hadert, macht sich seine längst erwachsene Tochter zu ihrer Lebensaufgabe, die Wahrheit über seine Kriegsjahre und die mögliche Schuld an dem Naziverbrechen aufzudecken. Die familiären Treffen werden zu regelmäßigen Verhören, auf die er mit einer Mischung aus Überdross und Furcht wartet. Die mangelnden Informationen könnten der Geschichtelehrerin den Vater näher bringen, ihre Relation richtigstellen und die Fremdheit und Kälte der Beziehung aufheben. Die bereits pensionierte Frieda, die nach dem Verlust des Sohnes völlig allein lebt, will von dem alten Vater seit Jahren ein Geständnis erzwingen, „etwas, womit wir beide leben können, und dann gäbe es so etwas wie Frieden zwischen uns“ [ebd.: 269]. Seit ihrer Schulzeit ringt sie mit ihm um dieses eine Thema, was sie jahrzehntelang entzweit. Doch er entzieht sich nicht nur dem „inquisitorischen Eifer“, mit dem sie ihn befragt, sondern wendet sich schließlich völlig von ihr ab. Auch nach dem Schlaganfall werden die Kontakte der Familienmitglieder durch Kälte gekennzeichnet. Zwar können sich jetzt Theo und Frieda regelmäßig treffen, doch sie haben immer noch Angst vor jeglicher Annäherung und wissen nicht wirklich miteinander umzugehen. So werden die Gefühlslagen und der innere Kampf der Tochter und des Vaters geschildert:

Wenn es nichts Bestimmtes zu tun oder zu besprechen gab, fühlten wir uns miteinander unbehaglich. An Nachmittagen, nachdem wir Kaffee getrunken hatten, trat verlegenes Schweigen ein, wir saßen einander am Küchentisch gegenüber, die Hände um die leeren Kaffeetassen gefaltet, und wie zwei Fremde, die sich gezwungen sehen, Konversation zu machen, suchten wir krampfhaft nach einem Gesprächsstoff, der nichts Schmerzliches berühren und doch persönlich sein und Nähe schaffen sollte [ebd.: 94].

Die Rolle der liebevollen Tochter, die sich aufopferungsvoll um den alten Vater kümmert, übernimmt eine junge ukrainische Pflegerin Ludmila, zu der Theo eine für den Leser nicht ganz nachvollziehbare Nähe und Vertrautheit aufbaut. Die vor kurzem kennengelernte Schwarzarbeiterin nimmt einen Platz in seinem Herzen ein, den weder seine Ehefrauen noch seine Tochter je erobern konnten. An Ludmilas Seite lebt der fast hundertjährige Theo nochmals auf, im letzten Aufbäumen will er alles Versäumte mit der jungen Pflegerin nachholen. Die Rückkehr Ludmilas in ihre Heimat (da sie von der eifersüchtigen Berta bedroht wurde) bildet eine überraschende Grund-

lage für die Versöhnung zwischen den beiden zerstrittenen Familienmitgliedern. Die hartnäckige Spurensucherin Frieda, die die illegal in Theos Haus arbeitende Mila in ihrem ukrainischen Heimatdorf aufspüren und zu ihm zurückbringen soll, bekommt die Chance, sich nochmals an seine soldatische Vergangenheit zu heften, da ihr der Vater überraschend sein Kriegstagebuch mit auf den Weg gibt. Von diesem Bericht verspricht sich die Protagonistin die endgültige Antwort auf die heikle Frage, ob ihr Vater, entgegen seinen lebenslangen Beteuerungen, sich als Wehrmichtsangehöriger schuldig gemacht hat und für den Massenmord mitverantwortlich bleibt. Die unternommene Reise und die unerwartete Lektüre werden zu einer Spurensuche in der Vergangenheit, in der sich historische Landschaften mit der Gegenwart vermischen, zu einem Versuch der nie geglückten Auseinandersetzung zwischen der Kriegsgeneration und den Nachgeborenen. Sie soll des Weiteren der Wiederherstellung der gestörten Vater-Tochter-Beziehung dienen und die Fremdheit überwinden, die zwischen den Familienmitgliedern herrscht. Auch die ukrainische Pflegerin, die den Lebensabend Theos versüßt, bleibt für Frieda, aber nicht selten auch für den Protagonisten selber, eine Unbekannte, die sich in der Fremde der neuen Heimat nicht zurechtfindet und schließlich in ihr Land zurückreist. Doch alle Fragen bleiben offen, die Identität des fremden Vaters bis zum Ende verhüllt und die im Titel angekündigte Annäherung nur schwer zu erreichen:

Worüber sollten wir reden, wenn es so Vieles gab, worüber wir nicht reden konnten? Das meiste hatte in meiner Abwesenheit stattgefunden, am größten Teil seines Lebens hatte ich nicht teilgenommen. Jetzt rächten sich die Jahre erzwungener Entfernung, es gelang uns nicht, unsere Zuneigung zu zeigen, und unsere Liebe fiel als stumme Trauer auf uns zurück [ebd.: 95].

Wie fast alle Mitgutschs Figuren sind auch Protagonisten der *Annäherung* auf der Flucht vor den Folgen der Vergangenheit, die ihr Leben prägt und ihr Glück verhindert. Theo macht es sich zur Lebensaufgabe, die Zeit des Krieges zu verschweigen, Frieda dagegen sucht jahrzehntelang nach „seiner“ Geschichte und „ihrer“ Vorgeschichte, ohne zu bemerken, dass sie diese wahnsinnige Spurensuche psychisch ruiniert und sie dabei ihr eigenes Familienglück verpasst. Das obsessive Festklammern an den verheimlichten Kriegsaktivitäten des Vaters zerstört die Bindung, die zwischen den beiden entstehen konnte. Das beharrliche Schweigen des Vaters spiegelt sich auch im Schweigen der Bevölkerung wider. Niemand will sich an diese Zeit erinnern, niemand will diese alten Geschichten ausgraben. Der Vater betont lediglich, er sei nichts als „ein kleines Rädchen, das mitgedreht worden war“ [ebd.: 235].

Das Thema der unsicheren Vergangenheit belastet die Protagonistin, es ist ausgerechnet diese mögliche Schuld an dem Naziverbrechen, die zwischen Frieda und Theo steht und die Fremdheit in ihrer Beziehung steigert. Sie kann seit Jahren nicht mit dem Bewusstsein fertigwerden, Tochter eines möglichen Mörders zu sein, das Erbe dieser Massenvernichtung zu tragen. Erst der nahende Tod des Vaters und die Reise in die Ukraine, die sie dem Vater zuliebe auf sich nimmt, bringen die erhoffte Erlösung, die zurückliegenden Missverständnisse und Verletzungen werden deutlich relativiert.

Eine Antwort ist nicht mehr nötig, wenn man mit eigenen Augen die Folgen des Krieges sehen kann. Ihr Freund Edgar bringt es treffend auf den Punkt:

Im Lauf meines Lebens bin ich draufgekommen, dass es auf solche Fragen keine einfachen Antworten gibt. Es müsste vielmehr Wörter zwischen schuldig und schuldlos, zwischen Schuld und Unschuld geben. Keiner aus unserer Generation weiß, ob er von einem Mörder gezeugt und großgezogen wurde. Dir ist es wichtig, weil er dein Vater ist, aber schau dich doch um, was haben wir bisher gesehen? Die Leere einer zerstörten Kultur, zerstörte Synagogen, zerbrochene und abgetragene Grabsteine, die jüdische Hälfte der Bevölkerung vernichtet, auch sechzig Jahre später findest du nichts als Leere und die Spuren der Vernichtung, wo immer er und seine Kameraden durchgezogen sind. Das ist der Fußabdruck seiner Generation, das ist von ihr übrig geblieben. Welche Beweise von Schuld braucht es denn noch? [ebd.: 375].

Die vorsichtige Wiederannäherung der Tochter an den senilen Vater geht mit dem beklemmenden Rückblick Friedas auf ihr unerfülltes Leben einher. Ohne vorgefertigte Antworten zu bekommen, schafft sie es endlich, eine zwar wackelige, aber immer tragfähigere Brücke zu konstruieren, auf der sie sich über den Abgründen einer für sie unzugänglichen und schuldbeladenen Vergangenheit ihres Vaters ihm wieder annähern kann. Vater und Tochter können ihre Beziehung nicht mehr wiederaufbauen, die nötige Liebe und Zuwendung aufbringen und die Fremdheit in ihrer Relation gänzlich aufheben. Doch die Last der Vergangenheit wird an nächste Generationen nicht mehr weitergegeben, diese innere Lähmung Friedas scheint doch überwindbar. Ähnlich wie in dem Roman *Die Züchtigung* sollen die Nachkommen vor den Fehlern und Leiden der Eltern geschützt werden und den Teufelskreis der Lebenszerstörung durchbrechen. Den Schlüssel dafür können die jüngsten Protagonistinnen nur in gemeinsamen Gesprächen finden, die Vertrautheit und die Zuneigung sollen die Fremdheit aufheben. „Wir haben uns so lange nicht gesehen“, sagt Frieda nach Theos Tod am Telefon zu ihrer Tochter. „Das wird sich jetzt ändern“ [ebd.: 412], lautet deren hoffnungsvolle und vielversprechende Antwort, die eine neue Ära der Mutter-Tochter-Beziehung einleitet und ihre künftige Annäherung ankündigt.

### Bibliographie

- Gauß K.-M., 2016, *Wenn die Tochter den Vater anklagt*, „NZZ“, 31.05.2016.
- Höfler G.A., 2004, „*Ideologie interessiert mich nicht: Aus einem Gespräch mit Anna Mitgutsch (Jänner 2001)*“, [in:] *Die Rampe: Porträt Anna Mitgutsch*, Linz, S. 89–91.
- Jung W., 2016, „Neues Deutschland“, 14.03.2016.
- Jurzysta A., 2016, „*Nein, hier bin ich fremd, ich gehöre dahin, wo ich nicht bin*“. *Fremdheit und Heimatsuche im Schaffen von Anna Mitgutsch*, „Acta Universitatis Lodzianae. Folia Germanica“, 12: Fremdes in Sprache und Literatur, S. 123–143.
- Kecht M.-R., 1989, „*In the Name of Obedience, Reason, and Fear*“: *Mother-Daughter Relations in W.A. Mitgutsch and E. Jelinek*, „The German Quarterly“, Vol. 62/3, Focus: Literature since, 1945, S. 357–372.

- Kecht M.-R., 1992a, *Auflehnung gegen die Ordnung von Sprache und Vernunft: Die weibliche Wirklichkeitsgestaltung bei Waltraud Anna Mitgutsch*, „Women in German Yearbook“, Vol. 8, S. 113–125.
- Kecht M.-R., 1992b, *Gespräch mit Waltraud Anna Mitgutsch*, „Women in German Yearbook“, Vol. 8, S. 127–140.
- König P., 1996, *Konsensualisierung von Wirklichkeit als Intervention gegen Fremdheit. Zu den Romanen von Anna Mitgutsch*, [in:] *Fremde und Fremdes in der Literatur*, Hrsg. J. Jabłkowska, E. Leibfried, Frankfurt am Main, S. 222–234.
- Kunne A., 2001, *Gespräch mit Waltraud Anna Mitgutsch (1988)*, [in:] *Literatur im Gespräch. Interviews mit Schriftstellern (1974–1999)*, Hrsg. A. Kunne, B. Plachta, Berlin, S. 253–269.
- Linsel A., 1985, *Im Teufelskreis. Waltraud Mitgutschs Roman „Die Züchtigung“*, „Die Zeit“, 19.07.1985.
- Mitgutsch A., 1985, *Die Züchtigung*, Hildesheim.
- Mitgutsch A., 1996, *Was ist Frauenliteratur?*, „Wespennest“, 105, S. 26–32.
- Mitgutsch A., 1999, *Erinnern und Erfinden: Grazer Poetik Vorlesungen*, Graz–Wien.
- Mitgutsch A., 2003, *Das autobiographische Ich im literarischen Text*, [in:] *Schreibweisen. Poetologien. Die Postmoderne in der österreichischen Literatur von Frauen*, Hrsg. H. Kernmayer, P. Ganglbauer, Wien, S. 379–396.
- Mitgutsch A., 2016, *Die Annäherung*, München.
- Neumann G., 2016, *Leere, die alle Wörter löscht. Über die Liebe und die letzten Dinge*, „Die Presse“ (26.03.2016).
- Niedermeier C., 2001, *Als die Büstenhalter brannten... Interview mit Anna Mitgutsch*, „Der Standard“. Beilage: RONDO, 5.01.2001.
- Tauber R., 2007, *Das ganze Leben ist ein Steinbruch. Gespräch mit Anna Mitgutsch*, „Oberösterreichische Nachrichten“, 7.02.2007, S. 21.
- Teuchtmann K., 2002, *Zur Darstellbarkeit der Zeit: Erinnerung und Erfindung in Anna Mitgutschs „Die Züchtigung“ und „Haus der Kindheit“*, „Modern Austrian Literature“, Vol. 35, No. 1/2, S. 43–61.
- www.anna-mitgutsch.at (31.05.2019).
- Zobl S., 2009, *„Für jene, die ohne Stimme sind. Anna Mitgutsch- Ein Leben zwischen den Kontinenten“*, [in:] *Dossier 28: Anna Mitgutsch*, Hrsg. K. Bartsch, G.A. Höfler, Die Buchreihe über österreichische Autoren, Band 28/2009, Graz, S. 187–195.

## Summary

### **Images of Strangeness in *Die Züchtigung* (1985) and *Die Annäherung* (2016) by Anna Mitgutsch**

The paper deals with the broad concept of strangeness in the literary work of Anna Mitgutsch, a contemporary Austrian writer. The topic of strangeness is a keynote in her rich literary output. Mitgutsch's experience of being abroad (travelling to the Middle East and south-east Asia, living and working in Israel, England, Korea and

The USA) is reflected in such novels as *Das andere Gesicht*, *In fremden Städten* or *Abschied von Jerusalem*. Her characters are nomads, people looking for identity and homeland, trying to escape alienation. The feeling of being a stranger is also present in their relations with the loved ones. The paper provides an analysis of the images of strangeness in *Die Züchtigung* (1985) and *Die Annäherung* (2016).

Key words: *foreignness, past, family relations, German literature, Mitgutsch*